Die Börde.

Landwirtschaftliche Beilage zum „Soester Kreisblatt"

Nr. 21 | Soest, den 24. Mai 1928 | 27. Jahrgang

Bodenschutz und Staudenbeete.

Von Ed. Schüler.

Ganz gleich, welchen Boden ein Garten aufweist, immer werden Luft und Wasser entscheidende Rollen für das gesunde Pflanzenwachstum spielen. Es ist aber oft nicht ganz einfach, gerade in diesen Punkten die besten Bedingungen herzustellen und zu erhalten. Der leichte, lockere Sandboden hält das Wasser nicht fest und bedroht die Pflanzen dauernd mit Durst, außerdem erhitzt er sich an heiteren Sommertagen so stark, daß die Pflanzen fast verbrennen. Bei Lehm- und Tonboden gibt es wieder andere, nicht weniger ernste Gefahren. Kaum ist das Beet bepflanzt, und man gießt an oder spritzt, so fängt auch schon die Oberfläche an zu verschlemmen, und bei trockenem Wetter bildet sie dann eine harte Kruste, die allen ferneren Luft- und Wasseraustausch im Boden verhindert. Die Wurzeln sind in die harte Masse eingeklemmt und vermögen ihre Pflanzen nur kümmerlich zu versorgen. Nach jedem Regen müßte hier, wenn der Boden abgetrocknet ist, gehackt werden, um ihn für weiteres Gießen, Spritzen und Regnen aufnahlefähig zu machen. Dazu fehlt nun leider meist die Zeit.

Es gibt aber einen Ausweg, der in gleicher Weise dem Sandboden- wie dem Lehmbodenbesitzer bessere Anbauerfolge eröffnet: das Belegen der Beete mit kurzem Pferdedung. Am besten geschieht es im Frühjahr gleich nach der Pflanzung oder bei unverändert bleibenden Anlagen auch schon im Herbst. Wenn der Dung den Winter über liegt, verliert er seine Schärfe, bis die Pflanzen wieder treiben. Im Frühjahr verwende man nur älteren Dung, der schon etwas verrottet ist, oder man arbeite in der Karre Torfmull dazwischen und strecke ihn dadurch. Von allen strohigen Teilen gesäubert fällt dieses Bodendeckmittel gar nicht unangenehm auf, es bietet aber einen großen Vorteil, indem es den Boden gleichmäßig feucht und locker hält. Es beugt dem Verkrusten und Verhärten der Oberfläche ebenso wie dem schnellen Austrocknen und übermäßigen Erhitzen vor. Auch Mangel an Luft werden die Wurzeln dann nicht leiden. Daß ihnen bei jedem Gießen und Regen etwas Dungkraft zugeführt wird, ist auch noch als Gewinn zu buchen.

Vorteile und Bedingungen des Luzernebaues.

Von B. D. Walter.

Was der Rotklee für kühlere, feuchte Gegenden bedeutet, das ist in warmen, trockenen Lagen die Luzerne. Sie stammt aus südlichen Gegenden und gedeiht am besten in den warmen Landstrichen von Ungarn, Italien, Spanien und Frankreich. Schon von den Römern wurde sie geschätzt. Vor etwa 250 Jahren gelangte sie von Frankreich aus nach Deutschland, und heute kommt sie vielfach, besonders auf den Eisenbahndämmen, verwildert vor. Sie hat sich also bei uns eingebürgert, aber beweist doch noch ihre Herkunft aus wärmeren Ländern. Wo ihr der Boden und das Klima zusagt, da bleibt sie lange auf derselben Stelle; im Weinklima hält sie 12 bis 15 Jahre aus, in kälteren und feuchten Gegenden muß man sie dagegen schon nach 4 bis 5 Jahren umbrechen. Ihre Wurzeln dringen sehr tief in den Boden ein und daher widersteht sie der Hitze besser als andere Kleearten, leider aber nicht dem rauhen Winterwetter.

Die Luzerne gibt schon vor dem ersten Rotkleeschnitt ein schmackhaftes Grünfutter, so daß die Grünfütterung schon zwei bis drei Wochen früher beginnen kann. Ist der erste Rotkleeschnitt aufgefüttert, dann kommt der zweite Luzerneschnitt an die Reihe. Sie wächst dann noch einmal, unter Umständen sogar zweimal wieder nach. Deshalb baut man auch dort Luzerne, wo man wenig Wiesen hat und dieses Futter ist fast ebenso bekömmlich wie gutes Wiesenheu und kann selbst von jungen Tieren gefressen werden. Im Gehalt steht die Luzerne nicht oder nur wenig hinter dem Rotklee zurück, nur verholzt sie schneller. Sie bildet eine sehr gute Vorfrucht für Getreide und Hackfrüchte, nur selbst darf sie nicht sobald wiederkehren, es soll die doppelte Zeit dazwischen liegen, wie sie selbst den Bestand bildete.

Für 100 Quadratmeter braucht man 300 Gramm Luzernesamen. Das Hauptgewicht ist beim Anbau auf den Untergrund zu legen. Wo er feucht oder gar naß oder kiesig und steinig ist, wächst die Luzerne nicht. Sonst stellt sie keine hohen Ansprüche an den Boden. Außer auf magerem Sand und zähem Tonboden gedeiht sie auf allen Bodenarten, am besten auf mildem, kalkhaltigem, sandigem Lehm und lehmigem Sand. Als Ueberfrucht wählt man gewöhnlich Gerste, sät diese jedoch nur dünn. Noch besser sät man sie unter Hafer und mäht diesen grün, bevor er den Boden bedeckt. Vielfach baut man die Luzerne auch ohne Ueberfrucht, damit sie sich im ersten Jahre recht gut bestockt.

Man sät die Luzerne nicht vor Anfang Mai und dann bis in den Juni hinein. Man kann sie auch in schon stehendes Getreide streuen. Den besten Erfolg hat man, besonders auf schwerem und unkrautwüchsigem Boden, wenn man die Luzerne recht weitläufig, auf 20 bis 23 Zentimeter, drillt und dann hackt. Wie alle kleinen Sämereien muß auch die Luzerne flach untergebracht werden, dazu walzt man vor der Saat den Boden fest, damit die Drillschare nicht zu tief einsinken. Um die Luzerne rein zu halten, muß sie nach jedem Schnitt gründlich abgeeggt werden; bei Drillsaat ist es das beste, im ersten Jahre quer zu den Reihen zu eggen und den Reihen entlang zu hacken.

In den ersten Jahren verträgt die Luzerne das Beweiden nicht, besonders empfindlich ist sie gegen Schafbiß. Am meisten Masse wird man, wie beim Rotklee, stets durch Mähen ernten. Da die Luzerne leichter als Rotklee verholzt, wird sie vor der Blüte gemäht. Der letzte Schnitt muß so rechtzeitig genommen werden, daß die Pflanzen nicht allzu kahl in den Winter gehen. Grüne und getrocknete Luzerne eignen sich vorzüglich zur Fütterung für Ziegen. Auch Schafe fressen Luzerne gern, dagegen ist sie für Schweine nicht so gut. Das Heu muß vorsichtig geworben werden, weil sonst alle feinen Blätter und Blüten abfallen und das sonst wertvolle Futter ähnlich wie Stroh wirkt.

Auf leichterem Boden, wo die gute Luzerne nicht mehr recht fortkommt, gedeiht die der blauen französischen Luzerne sehr ähnliche Sandluzerne. Sie hält aber nicht so lange wie jene aus und gibt auch weniger Futter von geringerem Nährwert.

Nutzpflanzen im Schatten und Halbschatten.

Fast jeder Garten hat Stellen, die dem Sonnenschein gar nicht oder nur ganz kurze Zeit am Tage zugänglich sind, sei es durch beschattende Kronen von Obst- und Laubbäumen oder durch Gebäude, Mauerwerk, dichte Zäune, Hecken usw. Daß die an solchen Orten stehenden Pflanzen nicht den vollen Ertrag liefern können, ist selbstverständlich; trotzdem soll man derartige Plätze nicht ganz ungenutzt liegen lassen. Gibt es doch eine ganze Anzahl Pflanzen, die sich auch noch im Schatten mit Erfolg anbauen lassen.

Gut gedeihen an solchen Stellen z. B. Schnittlauch und Pflücksalat. An Mauern ist die Anpflanzung von Brombeeren empfehlenswert. Auch mit schwarzen Johannesbeeren kann man es versuchen. Wenn sie auch nicht viel Ertrag geben, so deckt das grüne Laubwerk doch wenigstens manche öde Fläche. Eine sehr dankbare Pflanze auf Schattenstellen ist der Kümmel. Man sät ihn im Mai auf ein gut gelockertes Beet und setzt im August die Pflanzen auf die beschatteten Plätze. Im nächsten Jahre erntet man den Samen. Auch Meerrettich wächst noch im Schatten, doch muß der Boden gut gedüngt und locker sein. Ebenso läßt sich Petersilie auf diese Weise ziehen, vor allem die krausblättrige Blattpetersilie. Einen einigermaßen annehmbaren Ertrag liefern hier schließlich frühe Buschbohnensorten.

Für halbschattige Stellen kommen weiter in Betracht die Kohlarten; am besten paßt sich unter ihnen der Winter- oder Grünkohl den Verhältnissen an. Aber auch Weiß-, Rot-, Rosenkohl und Wirsing bewähren sich noch. Ferner gedeihen Mangold, Spinnat und Lauch meist gut in etwas beschatteter Lage. Kohlrüben bleiben zwar kleiner als in Sonnenstellen, doch bietet der Anbau immerhin Vorteil. Auch für diese Kulturen ist die Voraussetzung gute Düngung des Bodens. Zwischen den Pflanzen lasse man genügend Platz zum Hacken und Jäten.

Vogelschutz beim Hausbau.

Die Fortschritte im Bauwesen der letzten Jahrzehnte haben leider viele Nistgelegenheiten für Vögel an Gebäuden zerstört oder verhindert. Glatt verputzte Wände, schmale Dachvorsprünge und Holzverkleidungen wehren den Vögeln, die als Felsenbewohner Wohnplätze an den künstlichen Felsen unserer Häuser zu suchen gewohnt sind, das Bauen. Deutlich kann man die Wirkung davon schon an dem Rückgange der Haus- oder Mehlschwalbe erkennen. Daß wir mit der Abnahme der Vogelwelt zugleich wirtschaftliche Werte einbüßen, ist zu bekannt, um es besonders darlegen zu müssen.

Deshalb darf man wohl annehmen, daß mancher Bauherr gern bereit ist, gleich beim Bau seines Hauses für geeignete Mauernisthöhlen sorgen zu lassen. Aber auch am fertigen Hause lassen sich ohne allzu große Umstände nachträglich solche Höhlen anbringen. In Mauerhöhlen nisten mit Vorliebe die Rotschwänze und Bachstelzen, ferner die Meisen und ihre Verwandten. Am bequemsten bieten sich für die Anlage von Nisthöhlen die Rüstlöcher dar. Man braucht sie nur innen zu vermauern oder durch ein Brett zu schließen. Hierauf formt man das Höhleninnere aus Zement in der Weise, daß der Boden von einer spitzovalen Mulde gebildet wird und in der Höhlenwand sich einige Erhöhungen vorfinden, die den Vögeln das Ein- und Ausklettern erleichtern. Zuletzt wird die Höhle von außen durch ein mit dem Flugloch versehenes Brett geschlossen. Ein über dem Flugloch angebrachtes Brettchen verhütet das Eindringen von Regen. Es empfiehlt sich, das Fluglochbrett mit Schrauben zu befestigen, damit man es nach Bedarf abnehmen kann, um die Höhlen zu reinigen und unerwünschte Sperlingsbruten zu beseitigen. Nur an den Ost- und Südseiten der Häuser angebrachte Höhlen haben Aussicht, bezogen zu werden. Eine sorgfältig ausgeführte Nisthöhle dieser Art wird ein Haus nie verunzieren.

Der Hausschwalbe kann man beim Nestbau dadurch behilflich sein, daß man kleine Schutzbretter unter dem Dachvorsprung anbringt, wenn dieser zu schmal ist. Zu beachten ist dabei, daß die Rauchschwalbe die von unschätzbarem Nutzen bei der Fliegenbekämpfung in Ställen ist, auf das Schutzbrett baut, die Hausschwalbe darunter. Fehlt während der Brutzeit feuchte Erde in der Nähe der Baustelle, dann lege man einen Tümpel an. Auch der Mauersegler, der von der Landbevölkerung vielfach als schädlich angesehen wird, verdient in seinem Bautriebe unterstützt zu werden. Er bevorzugt die höchsten Gebäude und nimmt fertige, mit Niststoffen gefüllte Höhlen an, da er seiner langen Schwingen wegen nicht imstande ist, sich Federn und Halme vom Erdboden aufzulesen.

Kein Tier leistet im Vertilgen von Mäusen soviel wie die Eulen und Käuze. Sie nisten in hohlen Bäumen, in Felsen und auch gern in Gebäuden. In Hessen sorgt man für sie, indem man in der obersten Ecke des Haus- und Scheunengiebels ein Mauerloch offen läßt und mit einem taubenschlagartigen Brutkasten ausstattet. Ein Loch in dessen Rückwand erlaubt den Nachtvögeln, auf den Dachböden ihrer Mäusejagd obzuliegen.

Der Imker im Frühsommer.

Die Obstblüte geht zu Ende, in manchen Gegenden blühen bald die Wiesen. Die Bienen haben sich im allgemeinen gut entwickelt. Das in den letzten Wochen herrschende kalte Wetter hat allerdings auch manchen Schaden verursacht. Die Völker hatten schon viel Brut und viele Flugbienen, als es einsetzte, und so gingen viele Bienen auf den Trachtausflügen zugrunde. Wir müssen deshalb mit dem Ausdehnen des Brutnestes vorsichtig sein und dürfen den Bienen keine leeren Waben oder Mittelwände ins Brutnest hängen und dieses hierdurch zerreißen. Es genügt, wenn man die leeren Waben oder die Mittelwände außen ans Brutnest heranschiebt, zwischen die Deckwabe und die letzte Wabe des Brutnestes. Bei starken Völkern und günstigem Wetter braucht man natürlich nicht so ängstlich zu sein, besonders bei warmem Wetter können sie die Brut gut bedecken.

Auf der anderen Seite heißt es jetzt acht geben, und je wärmer das Wetter, desto mehr, daß die Völker nicht gar zu sehr eingeschränkt sind, da sie sonst gleich auf Schwarmgedanken kommen. Das beste Schwarmverhütungsmittel ist und bleibt natürlich eine gute Tracht. Danach ist immer noch das Beste, daß man seine Bienen recht bauen läßt, so viel sie wollen. Die besten Waben erhält man mit ganzen Mittelwänden, Anfangsstreifen und dergleichen sind immer nur ein Notbehelf.

Sobald ein Volk stark genug ist, so daß es den Brutraum fast ganz füllt, schreitet man an die Oeffnung des Honigraumes. Am besten hängt man in den Honigraum zwei, vielleicht auch drei Waben mit gedeckelter Brut. Hierdurch werden die Bienen zum früheren Beziehen des Honigraumes veranlaßt. Offene Brut in den Honigraum zu hängen, ist ein Fehler. Es dauert immer erst einige Zeit, bis sie schlüpft und die Zellen für Honig freimacht, und außerdem setzen die Bienen im Honigraum sehr gern Weiselzellen an, was zu einem gänzlich unvermuteten und daher doppelt unwillkommenen Schwarm führen kann.

Treffen die Bienen Vorbereitungen zum Schwärmen, so ist es immer noch das Beste, ihnen ihren Willen zu lassen. Ist es schon einmal so weit gekommen, daß sie Weiselzellen ansetzen, so halten sie sich selten vom Schwärmen abhalten, wenn nicht eine Zeit schlechten Wetters oder eine Trachtpause dazwischen kommt. Man läßt sie also dann ruhig schwärmen und bricht nur nach dem Abzug des Schwarmes die Weiselzellen aus, um den Nachschwarm zu verhindern, wenn man nicht gerade Wert auf ihn legt. In Frühtrachtgegenden ist ein Schwarm vor der Tracht nicht erwünscht, da er unbedingt den Ertrag vermindert, ja bisweilen jeden Ertrag unmöglich macht, und oft genug vermögen sich in ausgesprochenen Frühtrachtgegenden weder Mutterstock noch Schwarm ausreichend für den Winter zu verproviantieren. Nach Schluß der Tracht, also etwa Ende Juni, schadet ein Schwarm dem Ertrag in einer Frühtrachtgegend natürlich nichts, obgleich er gänzlich für den Winter aufgefüttert werden muß. Das ist aber nicht so schlimm. Wer nicht mehr vermehren will, kann solche Schwärme immer noch gut verkaufen. Maischwärme werden zwar besser bezahlt, aber der Erlös dafür wiegt den entgangenen Ertrag nicht auf. In Spättrachtgegenden ist dies natürlich anders; Mutterstock und Schwarm können bis zur Tracht noch gut erstarken. Beide können noch gut winterständig werden und Nutzen bringen.

Was haben wir nun beim Auszug eines Schwarmes zu tun? Zunächst einmal gar nichts als zuzusehen, sofern wir Zeit dazu haben. Wer geschickt ist, kann die Königin abfangen, wenn sie zum Flugloch herausschlüpft. Gelingt dies, so ist natürlich alles am leichtesten zu ordnen. Man braucht sie nur in einen Weiselkäfig zu sperren und diesen in der nächsten Nähe des Bienenstandes aufzuhängen. Die Bienen finden die Königin schon, und der ganze Schwarm setzt sich an den Käfig. Sonst wird man warten müssen, bis sich der Schwarm an einem Baum oder Strauch in der Nähe gesammelt hat. Sobald er ruhig sitzt, kann man ihn mit einer offenen Kiste oder einem leeren Bienenkorb fassen. Man hält die Kiste mit der Oeffnung nach oben unter den Schwarm und gibt dem Zweig, woran er hängt einen kurzen kräftigen Ruck, der den Schwarm sofort in die Kiste wirft. Diese stellt man dann, diesmal mit der Oeffnung nach unten, auf den Boden. Ein unter den Rand gelegtes Holz gestattet den noch umherfliegenden Bienen den Zutritt, und nach einer Viertelstunde kann man den Schwarm schon abholen. Man muß freilich darauf achten, daß die Königin nicht an der Ansatzstelle des Schwarmes zurückgeblieben ist. Denn sonst ziehen die Bienen aus der Kiste alle wieder aus und kehren an die alte Stelle zurück. Die Kiste muß auch in den Schatten gestellt werden. Scheint die Sonne darauf, dann geht der Schwarm in kurzer Zeit davon auf Nimmerwiedersehen.

Hat man den Schwarm von der Fangstelle entfernt, so stellt man ihn am besten bis zum Abend in einen kühlen Keller. Am Abend kurz vor Dunkelwerden bringt man ihn auf den Bienenstand und schlägt ihn in die mit Mittelwänden ausgestattete Beute ein. Da die Bienen eines Schwarmes in ihren Honigblasen sich Futter für 48 Stunden mitnehmen, hat es keinen Zweck, einen Schwarm vor dieser Zeit zu füttern, ja, man würde ihn hierdurch nur zum Auszug veranlassen. Nach Ablauf dieser Zeit ist es allerdings das beste, selbst bei guter Tracht alle Abende etwa einen halben bis ganzen Liter Zuckerwasser vom Lösungsverhältnis 1 : 1 zu füttern, bis der Bau bis unten hin fertig ist.

Nützliche Mitteilungen.

Aufklärung über Stangenbohnen. Man soll die Hülsenfrüchte nicht alle in einen Topf werfen. Wörtlich genommen tut das natürlich keine Hausfrau, aber wenn es sich um den Anbau handelt, da verfallen noch viele Laiengärtner der Sammelvorstellung: Hülsenfrüchte, d. h. Anspruchslose, die den Fruchtwechselreigen beschließen. So verhält es sich aber gar nicht. Wenn es für Erbsen und Buschbohnen zutrifft, für Puffbohnen schon nicht, ganz und gar nicht für Stangenbohnen, für die hochgezüchteten Sorten dieser Gruppe. Sie wollen nicht nur einen guten, altgedüngten, nährstoffreichen Boden, wenn sie hohen Ertrag bringen sollen, auch die mit ihrem Anbau verbundene Mühe, wie das Stecken der Stangen, das Anbinden der Ranken, ist nicht zu unterschätzen. Deshalb sollte, wer schlechten Boden bearbeitet, auf Stangenbohnen lieber verzichten und sich mit den viel bescheideneren und zuverlässigeren Buschbohnen begnügen. Sorten wie Hinrichs Riesen ohne Fäden, können Stangenbohnen sehr gut ersetzen. Wer aber besseren, schweren Boden besitzt und Stangenbohnen sät, der sei auf eins aufmerksam gemacht: in leicht verkrustendem Boden hüte man sich, die Bohnen zu stark zu bedecken. Es kommt sonst leicht vor, daß die Samenlappen in der Erde stecken bleiben, während sich der Keimling bogenförmig heraushebt. Hilft man da nicht rechtzeitig durch Befreiung der Samenlappen nach, dann sind die Pflanzen verloren. Am besten bedeckt man die Bohnensaat mit Laub- oder Komposterde oder feuchten Torfmull, wenn der Boden des Beetes sehr schwer ist.

Ein gefährlicher Fehler beim Spargelstechen ist das Stehenlassen mißgestalteter und zu dünner Stangen. Manche tun es aus Bequemlichkeit, weil solche Stangen sich nicht verwerten lassen, manche glauben sogar, es sei vorteilhaft, wenn die Spargelpflanzen durch diese Stangen zeitig zur Laubbildung gelangten, das ja die von den Wurzeln aufgenommenen Nährstoffe verarbeiten muß, damit sich Vorräte für die nächste Ernte ansammeln. Das könnte man gelten lassen, wenn die verkümmerten und verkrüppelten Sprossen nicht meist von Maden befallen wären. Dies sind die Maden der Spargelfliegen, die in der Zeit bis etwa zum 10. Juni ihre Eier in die Köpfe der an der Beetoberfläche erscheinenden Stangen legt. Aus solchen Stangen wird selten ein brauchbarer Laubtrieb, sie geben den Maden nur die Möglichkeit, sich im Mark hinab bis an den Wurzelstock zu fressen und dort zu verpuppen und zu überwintern. Durch die Ausbreitung der Spargelfliege können die Anlagen schweren Schaden nehmen, und vorsichtige Spargelzüchter stechen deshalb sogar ganz junge Anlagen bis zum 10. Juni, obwohl die dabei gewonnenen Sprossen kaum verwendbar sind. Aus demselben Grunde ist es bedenklich, die Spargelfelder, wie manchmal empfohlen wird, abwechselnd Stück um Stück nur bis zum 1. Juni abzuernten, um den Pflanzen Gelegenheit zu geben, sich durch frühe Laubentwicklung zu kräftigen. Diesen Zweck erreicht man ebenso gut, wenn man zwischen dem 10. und 12. Juni teilweise mit dem Stechen aufhört.